

Nr. 85. Bromberg, den 9. Mai 1926.

Ernst Hardt

wurde heute vor fünfzig Jahren in Graudenz geboren.



Sein Vater war Hauptmann und Batteriechef, seine Mutter dänischer Abstammung und hieß Anna Luise Zaettré. Ernst Hardt sollte ebenfalls Offizier werden. Er verließ aber die Kadettenanstalt, um seinen schriftstellerischen Talenten zu leben. Er unternahm zahlreiche Reisen ins Ausland, deren Erlebnisse sich in seinen Novellen und Erzählungen widerspiegeln. Seit 1907 lebt Hardt in Weimar und ist Intendant des Deutschen Nationaltheaters.

Im Jahre 1908 erhielt Ernst Hardt den Staats-Schillerpreis zur Hälfte, den Volks-Schillerpreis ganz für sein fünfaktiges Drama „Tantris der Narr". Dieses Drama, heute fast unbekannt, wurde damals von allen deutschen Bühnen gespielt. Ein harter Kampf für und wider entbrannte, der mit Heftigkeit und Zähigkeit geführt wurde, wenn auch nicht mit so scharfen Waffen, mit denen heute gegen Zuckmeyers „Fröhlichen Weinberg" angegangen wird, aber von ähnlicher Lagerung und Bedeutung, mit der Milderung einer im literarischen Kampf vornehmeren Epoche. Wir haben heute leider schon einen merkwürdigen Abstand von dieser Tristandichtung gewonnen. Ich möchte jedoch der Überzeugung huldigen, daß die Bühnen von 1926, so diese Künstler besitzen, die das Wort wahrhaft prägen wollen, in „Tantris" ein Werk finden, das in seiner neuromantischen Struktur durchaus gemäß ist, wieder gemäß geworden ist. Wir finden am Handlungsablauf nichts Pervertiertes, höchstens dürfte dem heutigen Bühnentempo die Szenenführung zu ungestrafft erscheinen. Der lyrische Gehalt aber wird nie seine Wirkung verfehlen. Es ist wohl ein epischer Gedanke, aber er ist dramatisch steigerungsfähig, daß Isolde eben nur Tristan, den Helden, und nicht Tantris, den Narren, lieben kann. Und dürften nicht die erste Auftrittsszene des Narren oder die Szene der Aussätzigen lockende Aufgaben für unsere modernen Bühnenraumbildner sein?

Überwiegt bei Ernst Hardt der Lyriker oder der Dramatiker? Diese Frage wird berechtigt durch die geringe Lebensfähigkeit seines Dramas „Gudrun", durch die recht schroffe Ablehnung, die seine letzte dramatische Schöpfung „König Salomon" erfuhr, während sein Lustspiel „Schirin und Gertraude" einen ganz prächtigen Opernstoff abgab, dessen Vertonung durch Paul Gräner erfolgte. — Wir dürfen nie vergessen, daß Ernst Hardt ebenso wie Hugo von Hoffmannsthal, Schüler, oder besser Jünger Stéfan Georges ist. Das Schaffen jener Neuromantiker war diktiert von dem Prinzip „l'art pour l'art", der Kunst um der Kunst allein willen. Und ohne Zweifel überwiegt auch bei Hardt der Lyriker mit seiner Gier nach Schönheit, seiner lastenden Schwermut. Und gerade jene Züge sind ja auch allerwesentlichste Momente im „Tantris", in der „Gudrun", in dem Einakter „Ninon von Lenclos", mit dem der Weg zum Drama beschritten wurde, jener Weg, den keiner aus dem Kreise Georges vermeiden konnte. Der Dramatisierung des Ninonstoffes gingen zwei dramatische Versuche voraus, von denen der Einakter „Tote Zeit" der Vergessenheit verfiel, während das Drama des „Der Kampf ums Rosenrote", das später den Titel „Der Kampf" erhielt, in seiner Kontrastierung von Vater und Sohn einen Auftakt zu der gleichen Kontrastierung in „König Salomon" darstellt. Aber begnügt sich Ernst Hardt in dem Drama von 1903 mit der einfachen Gegenüberstellung, so wird das Drama von 1915 nicht die Auseinandersetzung zwischen David und Salomon, es wird das Drama der Abisag von Sunem, das freilich überfüllt ist mit psychologischen Einzelzügen, zerfasert und doch alltäglich.

Seine frühen Gedichte hat Ernst Hardt in dem Bande „Aus den Tagen des Knaben" zusammengefaßt, ein recht wesentlicher Band, aus dem hauptsächlich der Attila-Zyklus hervorgehoben sei. Schon vorher übergab er seinen Novellenband „Bunt ist das Leben" der Öffentlichkeit, in dem hauptsächlich die Novelle „An den Toren des Lebens" besondere Beachtung verdient. — Seine Werke sind im „Insel-Verlag" zu Leipzig erschienen.

Auch als Übersetzer hat Ernst Hardt sich vielfach und stets mit erlesenem Geschmack und nicht geringer Sprachkultur betätigt. Er übertrug Werke Taines, Flauberts, Balzacs, La Rochefoucaulds, Vauvenargues, Rousseaus und Voltaires.

Kurz nach Vollendung des fünfzigsten Lebensjahres will Ernst Hardt seinen Bühnenposten niederlegen. Wird sein Leben dann wiederum der Dichtung gehören?



Gespenster.

Eine Erzählung von Ernst Hardt.

Ich saß mit meinem Kapitän zusammen auf der Kommandobrücke des Schiffes. Unsere Bank stand unter einem gewölbten Leinwanddach, so daß der Fahrwind nicht zu uns eindringen konnte, wohl aber die tiefe Stille und weiche Luft der Sommernacht.

Wenn man in solchen Nächten um sich blickt, da sieht man denn weit, weithin eine dumpfe, dunkle, mächtige Fläche, unter der es sonderbar drückt und lebt und drängt; man sieht sie vorne, hinten, allüberall. Das ist das Meer, ein ungeheurer flachgebuckelter Schild, dessen bronzene Schwellungen breite, blinde Lichtfluten fangen. Darüber wölbt sich in unendlichem Bogen eine purpurne Glocke, besät mit blinkenden, starren Feuern und schließt jene Fläche in einen Kreis; aber man weiß, man fühlt, daß sie dahinter noch weit, weit fortläuft. In dem mächtigen Raum aber, unter der Glocke und über dem wogenden Schilde, ist nichts, gar nichts; Dunkelheit und Schweigen. In erschütternder Kleinheit stampft sich das Schiff, mühsam und ernst, rastlos und unermüdlich, wie ein gutes, arbeitsames Tier durch diese lautlose Welt von Einsamkeit.

Es war schon der dreizehnte Abend, den ich so mit meinem Kapitän verbrachte. Ich sprach gerne mit ihm, denn ich erfreute mich an seiner hellen, geraden Art, der es unmöglich ist, auch einmal um die Ecke zu denken, an der gesunden, klaren Vernunft, die das Einfache und Große geschickt aufnimmt, aber alles Mannigfaltige und Schwierig-Verzweigte zurückweist, weil es ihr beim Aufnehmen eben Schmerzen bereiten würde. Wer so lange wie er in der Nähe und nächsten Nachbarschaft, ja, ganz eigentlich beim Meere zu Gast gelebt, der bekommt ein großes und stilles Auge, das auch nur auf Großes und Stilles gerne hinblickt. Es ist etwas von reiner und frischer Schneeluft um solche Menschen.

Am Nachmittage hatte er mir ausführlich und geduldig den Kompaß, den Erdmagnetismus überhaupt, mit Beispielen erklärt und vorgeführt. Jenes wundersame Urphänomen hatte mich, einmal so gründlich und in der Nähe betrachtet, tief ergriffen, und es herrschte zwischen uns jene behagliche, stillglückliche Stimmung, die in Menschen kommt, wenn sie aneinander Freude gehabt haben.

Das Schiff hob und schob sich fast lautlos durch das Wasser dahin. Von jeder Dünung hoch emporgetragen, sank es zwischen ihnen jedesmal sanft und tief in sein weit-weißausströmendes Gischtbett hinab. Dann und wann knarrte die Steuerkette. Das Stampfen der Maschine erhöhte nur die Stille, weil man es gewohnt war. Ja, es gehört ganz eigentlich zum Schiff als seine Seele, die im Unterirdischen verborgen und mystisch genug ihr Wesen treibt.

Wir schauten beide hinaus in die Schaumgebilde, die vor dem Schiff in blendendem, leuchtendem Weiß die schwarze Wasserflut übertänzelten, und gar sonderbare Empfindungen summten zwischen uns hin und her.

„Ich kann es verstehen," sagte ich nach einer Weile leise, „ich kann es verstehen, daß die Seeleute so viele Erzählungen von Erscheinungen und Geistern unter sich haben. Die eigene Macht des nächtlichen Meeres ist solchen Phantasiegeburten nur zu günstig."

Er wandte seine Augen von dem Schaum hinweg in mein Gesicht und sagte langsam: „Sagen Sie doch lieber, daß jene übernatürlichen Wesen, von denen die Welt seit jeher etwas geahnt hat, öfter und lieber den Seemann in seiner Wassereinsamkeit aufsuchen, als die Landbewohner in ihrem Trubel. Dort hat man auch wohl zu viel Schulweisheit und zu wenig Ruhe, um jene Anzeichen des „Im Himmel und auf Erden" wahrnehmen zu können."

„Glauben Sie an Spiritismus?" fragte ich ihn erstaunt.

„O", rief er, „wie Sie gleich mit garstigen Worten bei der Hand sind! Aber fühlen Sie, wie häßlich, wie abgeschmackt sie sich in solcher Umgebung ausnehmen? Mir tauchen da sofort Ihre verschiedenen Herren mit ihren Bühnengeistern auf. Mein Gott, die gehen mich nichts an, mögen sie Spiritismus oder sonst etwas treiben. Wenn ich wissen will, wie alt meine Großmutter ist, da sehe ich im Taufscheine nach und lasse nicht einen armen Geist klopfen und pochen. Wenn ich Geist wäre, ich wollte den Herren schon einmal für ihr despektierliches Betragen materialisiert unter die Nase fahren, daß ihnen der Spiritismus recht fühlbar werden sollte."

Ich unterbrach sein leidenschaftliches Schelten, indem ich ihm zu bedenken gab, daß doch manche von jenen Männern von einem ernsten Wollen beseelt sein möchten. Er schwieg darauf.

„Sehen Sie", sagte er dann, „ich habe in meinem Leben zwei Erfahrungen gemacht, die mich über jene Dinge ernster denken lassen. Ich habe sie noch nie mitgeteilt, denn die Abergläubischen werden dadurch nur in ihrer Dummheit bestärkt, und die anderen lachen uns aus und tun uns wehe [illegible] legt doch gern eine gewisse Weihe um Er[illegible] seltener Art, ja, sie sind ein fast heiliger Besitz und mit mancherlei ernsten Empfindungen verbunden und verknüpft. Ihnen will ich sie aber erzählen."

Ich empfand, daß er mir ein großes Geschenk machen würde, und dankte ihm in meinem Herzen dafür. Ja, es tat mir fast wehe und beschämte mich, mit ansehen zu sollen, wie ein solcher Mann einen lange gehegten heiligen Besitz hingeben würde. Ich habe gefunden, daß man derartige Geständnisse überhaupt nur dann annehmen darf, wenn man ihnen dieselben Empfindungen zu weihen vermag, wie der Erzähler, und nicht als einen Kupferpfennig empfängt, was dem Geber ein köstliches Goldstück war.

„Ich war damals", begann er, „Matrose auf einem Schiffe, das zwischen England und Südamerika lief. Es tat mir die harte Arbeit nach dem Tode meines Vaters und dem gleichzeitigen Verlust unseres Vermögens, der mir ja auch das Weiterstudieren unmöglich machte, so recht wohl. Ich stand gegen zehn Uhr abends am Steuerruder. Der erste Steuermann saß hinter mir im Kartenhaus. Wir hatten gutes Wetter, die See ging ruhig, der Himmel war klar, und die Sterne funkelten wie selten. Sie kennen die hehre Majestät solcher Seenächte! Wenn das Schiff sich langsam und sicher von Woge zu Woge durchkämpft, wenn Stille und Einsamkeit immer tiefer und härter werden und ein unheimlich-fremder Hauch aus den Dunkelheiten das Herz von fernen Rätseln ahnen macht, das sind gar ehrwürdige Stunden. — Ich sah von Zeit zu Zeit auf den Kompaß, dazwischen aber schaute ich hinaus in die schlängelnden Gischtballen und sann über Vergangenes und Zukünftiges — wie wir es ja auch heute abend tun.

Plötzlich ruft mir der Steuermann von hinten einen neuen Kurs zu: „Zwei Stunden Südost". Ich wiederhole: „Zwei Stunden Südost" und wende das Schiff.

Ich mochte wohl eine halbe Stunde diesen Kurs gehalten haben, als der Steuermann aus dem Kartenhaus trat und auf den Kompaß blickte. „Was steuerst du denn?" fuhr er mich an.

„Zwei Stunden Südost."

„Wer hat dir das befohlen?"

„Ich glaube, Sie waren es gewesen, denn es ist mir vor etwa einer halben Stunde zugerufen worden."

Der Steuermann ging zum Kapitän in die Kajüte und fragte, ob er den neuen Kurs angegeben hätte. Der Kapitän kam auf Deck und fragte mich, seit wann ich denn am Steuerruder schlafe?

„Ich habe nicht geschlafen, Kapitän, mir ist ganz laut von hinten zugerufen worden: „Zwei Stunden Südost", ich habe wiederholt: „Zwei Stunden Südost" und halte diesen Kurs seit einer halben Stunde."

Der Kapitän ging ins Kartenhaus und sah nach der Karte, dann sagte er zum Steuermann: „Das ist doch merkwürdig! . . . Wissen Sie, wir wollen zwei Stunden Südost steuern, es macht ja nicht soviel aus."

„Behalte den Kurs zwei Stunden bei", rief er mir zu und blieb mit dem Steuermann im Kartenhaus sitzen.

Ich befand mich in einer seltsamen Aufregung. Ganz deutlich und laut hatte ich den Befehl rufen hören, und nun wollte ihn niemand gegeben haben. Ich fühlte ein ängstliches Pochen in meiner Brust und blickte ins Meer hinaus, ob mir nicht etwas gewahr werden wollte . . . Die Zeit verging, und ich ärgerte mich, daß der Kapitän so unnütz den falschen Kurs steuern ließ, denn wir waren auf der Heimreise.

Zehn Minuten vor Ablauf der zwei Stunden meldete die Wache ein Boot vorm Schiff. Wir stoppten und retteten acht Matrosen, die schon halberstarrt und hungernd seit achtundvierzig Stunden umhertrieben.

Angenommen nun, daß ich mir wirklich jene Stimme eingebildet hatte, angenommen, ein Zufall ließ uns gerade nach Ablauf jener Zeit auf das Boot mit den unglücklichen Menschen stoßen, angenommen auch, der Entschluß meines Kapitäns, den falschen Kurs beizubehalten, sei nur ein eigensinniger Zufall gewesen, so wurden doch durch jene Zufälle acht Menschenleben gerettet, und ich wünsche sie daher als etwas Außergewöhnliches zu verehren."

Es folgte ein langes Schweigen zwischen uns. Ein leichter Wind hatte sich über dem Wasser erhoben und drang kühlend zu uns. Kleine Wellen schlugen mit plätscherndem hellem Klange an die Schiffswände, aber draußen lagerte noch immer die weite, die tiefe Ruhe der Nacht.

„Nun will ich Ihnen das andere erzählen", sagte mein Kapitän mit bedrückter Stimme, „aber bitte, erwidern Sie mir nichts und sprechen wir nie zusammen darüber." Ich sah ihm in die Augen und nickte.

„Sie wissen, daß ich vor drei Jahren das Glück hatte, die Mannschaft der in der Nordsee auf Grund gegangenen „Elisabeth" zu retten.

Es war gegen zwei Uhr nachts im November, wir hatten starken Sturm und bekamen eine Brechsee nach der anderen

auf Deck. Ich lag in der großen Kajüte auf dem Sofa, um mich ein wenig auszuruhen, da ich seit morgens nicht von der Brücke heruntergekommen war.

Nach etwa fünf Minuten stehe ich auf und gehe in meine kleine Kajüte, um nach der Karte zu sehen. Wie ich hineintrete, sitzt eine fremde männliche Gestalt auf meinem Stuhl an meinem Schreibtisch und hat sich auf die Seekarte hinabgebeugt. Sie zieht eine Linie über die Karte und wendet sich um — ein bleiches vollbartumrahmtes Gesicht mit tiefliegenden dunklen Augen —, sieht mich an und sagt: „Dieser Kurs wird gehalten!" Dann geht sie an mir vorbei aus der Kajüte und verschwindet. Ich stand wie ein Stein. Dann ging ich zur Karte: Ja, da war neben dem von mir angegebenen Kurs ein anderer mit fester Bleistiftlinie gezeichnet, welcher nördlicher lief. Wissen Sie nun: wenn man plötzlich vor eine ungeheure Tatsache gestellt wird, so empfindet man in den ersten Augenblicken meist gar nichts, nur ein dumpfer Nebel legt sich auf unser Denken und Fühlen und macht uns stumpf und gleichgültig. Sie können das beobachten, wenn plötzlich die Todesnachricht eines geliebten Menschen eintrifft; man erschrickt wohl, aber empfindet doch, daß vorderhand nichts dadurch geändert wird. Oft erst nach Tagen packt einen der Schmerz, und man empfindet dann erst die Größe des Verlustes.

Jenes dumpfe, stumpfe Gefühl kam auch in meine Sinne, als ich den Strich von fremder Hand auf meiner Karte sah. Ich stand auf, ging auf die Brücke und gab tonlos den von dem Fremden bezeichneten Kurs an. Dann setzte ich mich nieder. Ein tiefes Unbehagen lag mir im Körper. Fortwährend quälte mich das bleiche Gesicht und die leise befehlende Stimme: Dieser Kurs wird gehalten. Ich höre die Stimme immer wieder, und sie bringt mich zuletzt auf! Ich empöre mich innerlich gegen den Druck auf meiner Brust und den Nebel in meinen Sinnen, ich will aufspringen und den alten Kurs angeben. Ich kann nicht! Etwas hält mich fest und unterdrückt mir den Willen. Es kocht in mir vor Wut und Anstrengung, und doch ist mir so krank, so dumpf; und immer sehe ich das bleiche Gesicht mit den tiefliegenden schmerzlichen Augen. Und um mich das Knarren und Ächzen des Schiffes, das Heulen des Sturms in den Masten und das Niederstürzen der Brechseen!

Ich habe mich nie kränker gefühlt, als in jener Nacht im Kampf mit jener Gewalt. Und das Auflehnen meines Innern war nicht etwa von mir gewollt, sondern es geschah ganz von selbst, wie der Streit zweier feindseligen Elemente. Endlich ergab es sich in mir erschlaffend, da ließ der Druck auf der Brust nach.

Ich schleppte mich nach unten und besah ganz sachlich die Karte und sah, daß ich den Kurs noch eine Stunde lang einhalten sollte.

Wie ein Willenloser, wie ein Kaninchen vor der Schlange, saß ich wartend auf Deck. Dumpf brauste die Gewalt des Sturmes über mich hin, wie Nadelspitzen stachen mich Tropfen der aufspritzenden Wellen ins kochende Gesicht, aber ich saß, saß und wartete, willen- und gedankenlos.

Nach etwa dreiviertel Stunden hörten wir einen Böllerschuß, fünf Minuten später trafen wir auf die sinkende „Elisabeth", deren Mannschaft wir bergen konnten. Unter ihr befand sich ein Steuermann, der auch unter jenen echt Matrosen gewesen war, die wir vor neun Jahren im Atlantischen Ozean gerettet hatten. Mir war wie einem tödlich Verwundeten zumute in der folgenden Zeit. Ehe wir an Land kamen, sprach ich mit jenem Steuermann von der Freude seiner Eltern, ihn nun schon zum zweiten Male von einem gesunkenen Schiffe heil zurückkehren zu sehen. Seine Mutter, erwiderte er mir, habe er nie mit wissenden Augen gesehen, da sie an ihm gestorben sei, und auch sein Vater sei schon zehn Jahre tot. Der habe ihn sehr lieb gehabt, setzte er mit beklemmter Kehle hinzu. — Ich sah dann ein Bild dieses Vaters in einer Kapsel an seinem Halse, — das Bild des Gespenstes, das in jener Nacht an meinem Schreibtisch gesessen hatte . . ."

„Nun kommen Sie auch noch mit hinunter", sagte mein Kapitän. Wir gingen in seine Kajüte hinab, er entnahm einer verschlossenen Schieblade jene Seekarte und breitete sie auf dem Tische aus. „Sehen Sie, hier ist der Strich — glatt und grade. Ich stelle Ihnen all meine Karten zur Verfügung, suchen Sie, ob ich mir je meine Karten durch so starke, tief eingedrückte Striche verderbe."

Er verstummte und starrte auf die Karte hinab. Ich aber schlich mich hinaus und hinauf und blickte von den Wellen in die Nacht und von der Nacht in die Wellen . . . wundersame Empfindungen zogen durch meine Seele. Wie viele Dinge sind doch dieser Welt beigegeben, die Menschen zu quälen, zu ängstigen und zu bedrücken! Da saß nun unten dieser gesunde einfache Mann und starrte auf einen Bleistiftstrich, zweifelnd — verzweifelnd. Wie düster zieht sich doch jene Reihe von Erscheinungen, die nicht in bisher erkannte Gesetze passen wollen, durch die Geschichte der Menschheit. Ist es nicht wie ein breiter Schatten, der aus einer anderen Welt unter uns Menschen sinkt, uns zu verwirren und zu beklemmen?

Die Nacht trat in mein Herz, ich fühlte mich im Innersten erschüttert, und ein Hauch wie aus dem Reich der Mütter traf mich.

(Aus den „Gesammelten Erzählungen" von Ernst Hardt, erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig.)

Die gläserne Welt.

Roman von Otfried v. Hanstein.

15. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Ein Krankenzimmer im Sanatorium des Geheimrats Milanius. In einem Bett liegt Ulrich Gerlach. Sein Gesicht ist totenbleich. Das Fieber ist ebenso plötzlich einer vollkommenen Erschöpfung gewichen. An seinem Bett sitzt Erika Milanius. Sie weiß nichts davon, daß in einem anderen Zimmer der Geheimrat selbst mit dem Tode ringt. Sie weiß nur, wie lieb sie ihn hat, diesen jungen Menschen, mit dem sie kaum auf dem Ball ein paar Worte gesprochen, und sie weiß, daß er ein Sterbender ist. Sie hält seine Hand in der ihren. Diese schmale, feine kalte Hand. Und sie beugt zu ihm hinab. Er schlägt seine Augen auf. Diese großen, blauen, traurigen, treuen Augen. Ein Erkennen fliegt über sein Gesicht. Ein Lächeln spielt um seinen schmerzhaft verzogenen Mund. Erkennt er sie? Glaubt er zu träumen?

„Du Liebe, du Liebe."

Tränen steigen in ihr empor. Sie beugt sich nieder und küßt seine Lippen.

„Du Armer, wie lieb ich dich habe!"

Sie fühlt, wie der Kranke seufzt und fährt unwillkürlich zurück. Sein Haupt ist hinübergesunken. Erika schreit auf. Eine Schwester huscht in das Zimmer. Sie sieht sofort, was geschehen.

„Gnädiges Fräulein, er ist hinüber."

Die Krankenschwester weiß nicht, was der Verstorbene der Tochter des Chefs gewesen. Aber sie ahnt es. Sie legt ihren Arm um das Mädchen und führt die Weinende hinaus.

Sie weiß, daß neuer, schwerer Kummer die Arme erwartet.

Sie führt die Willenlose, leis vor sich hin Schluchzende hinüber in ein anderes Zimmer — dort steht Isolde, die stolze, blonde Isolde, weinend an dem Totenbett ihres soeben verstorbenen Vaters, des Geheimrats Milanius — —

Es ist später Abend.

Doktor Severin Magnus sitzt in seinem Arbeitszimmer draußen in Tegel. Seine Nerven zittern in gewaltigster Erregung. Vor ihm liegt der Vertrag. Der glänzende Vertrag, der ihn zum alleinigen Generaldirektor der Hölderlinwerke macht. Die neuen Aktien sind einstimmig bewilligt. Eine gewaltige Summe, die vom ersten Gewinn ausgezahlt werden soll, ist die Garantie, die ihm für die Erfindung zufällt. Dazu ein außergewöhnlich hohes Gehalt. Alles ist ihm bewilligt, nur eines nicht.

Kommerzienrat Hölderlin wird nicht an seiner Seite stehen — Kommerzienrat Hölderlin hat sich eine Stunde nach der Generalversammlung in seinem Arbeitszimmer erschossen, nachdem er erfahren, daß sein Sohn ihm bereits in den Tod vorangegangen.

Severin Magnus sitzt im Stuhl an seinem Schreibtisch. Er ist totenbleich. Er hat alles erreicht, was er gewollt hat. Geld — Geld — unermeßliches Geld. Geld, das ihm zuströmen wird von jetzt an Tag für Tag und Jahr für Jahr. Er weiß, die Erfindung, die er an sich gerissen, ist wirklich die gewaltigste, die furchtbarste der Welt. Morgen werden alle Zeitungen davon vollstehen. Morgen werden alle Zeitungen ihn als den genialsten Entdecker der ganzen Welt preisen. Er hat das letzte Geheimnis der Menschheit in seiner Hand. Ihm ist die Macht gegeben, den letzten Schleier von den Herzen der Lebenden zu reißen.

Weltherrschaft!

Ein Frösteln fließt über Severin Magnus' Körper. Ein Schauer vor seinem Erfolg. — Ein Schauer vor seiner eigenen Macht, ein Schauer vor dem, was er getan.

Mord und Tod!

Er denkt zurück. Ermordet hat er John Henry Wisley, den rechtmäßigen Besitzer der Erfindung, die ihn jetzt zum Herrn der Welt macht. Ermordet hat er den armen Kranken, der sein Leben an dieses Werk setzte, das er ihm stahl.

Ermordet hat er die alte arme Frau, die Mutter, die mit ihrem Sohne gedarbt hat, und deren Alter der Sterbende vor Not bewahren wollte.

Ermordet hat er sie mit kaltem Herzen, anstatt das Geld zu schaffen und ihr einen Lebensabend zu gewähren.

Niedergebrochen ist durch ihn der Kommerzienrat Hölderlin. Tot liegt er in seinem Zimmer durch Severin Magnus Schuld.

Tot liegt neben dem Vater Werner Hölderlin, des Kommerzienrats Sohn.

In der Verzweiflung hat er die Waffe gegen seine junge lebenslustige Stirn gedrückt und ist gestorben durch Severin Magnus Schuld.

Niedergebrochen ist das Sanatorium des Geheimrats Milanius. Tot liegt von eigener Hand der alte Mann, der ihm ein Lehrer gewesen und fast ein Vater. Er zuckt zusammen.

Ein Vater — —! Der Vater der blonden Isolde. Nun ist sie für ihn verloren. Für immer — — für immer. Nun wird sie nicht mehr die Königin der Gesellschaft sein, sondern im stillen Winkel trauern über die Schande ihres armen durch Severin Magnus ermordeten Vaters.

Er zuckt zusammen, er preßt die Hände gegen die Stirn.

Tot liegt Ulrich Gerlach, Elisabeths Sohn.

Auch er tot, durch seine, Severin Magnus Schuld.

Und ihm ist, als sähe er vor seinen Gedanken eine bleiche, zarte Frauengestalt mit sanften, schmerzensreichen, lieben Augen.

Elisabeth Gerlach! —

Und ihm ist, als höre er von fern klingen eine leise, klagende Stimme:

O, du Verblendeter und dein törichter, törichter Ehrgeiz. Auch ich bin gestorben um dich. Um deines Ehrgeizes willen hast du mich von dir gestoßen an die Seite des ungeliebten Mannes. Innerlich starb ich an dem Tage, als du mich zwangest, ihm meine Hand zu reichen. Leiblichen Tod starb ich in letzter Hoffnung auf dich.

Dir gehörte das letzte schwache Pochen meines sterbenden Herzens. Dir hinterließ ich alles, was ich besaß, mein einziges Kind. Es hätte dich lieb gewonnen, wie ich dich liebte. Und du hast es getötet, getötet wie mich, für deinen unseligen Ehrgeiz.

Sei der mächtigste Mann der Welt! Wirst du der glücklichste sein, wirst du leben können? —

Mörder! Mörder! Am ersten Tage deiner unseligen Erfindung siebenfacher Mörder.

Laut stöhnt Severin Magnus auf. Er erhebt sein Haupt. Er blickt empor. Ein kaltes Entsetzen rieselt ihm durch seine Glieder. Er starrt auf den Sessel neben seinem Schreibtisch. Dort sitzt ein Mann. Kalt, ruhig, unbeweglich. Wie ein Nebel ist um seine Gestalt und düster ist es im Zimmer. Nichts leuchtet als der Schein der kleinen Lampen an den Radioapparaten. Aber nun scheint der Nebel zu sinken. Jetzt erkennt er das Gesicht des Mannes, der ihm gegenüber sitzt und ihn ruhig, kalt und fest ansieht. Wieder durchzuckt Severin Magnus ein jäher, furchtbarer Schreck.

„Kriminalkommissar Heitmüller."

Jetzt steht der Mann langsam auf und tritt auf ihn zu.

„Herr Doktor Severin Magnus, Sie haben mir soeben eingestanden, daß Sie den Amerikaner John Henry Wisley und seine arme Mutter heimtückisch ermordet haben.

Sie haben mir soeben eingestanden, daß Sie schuld sind an dem Tode des Kommerzienrats Hölderlin und seines Sohnes.

Sie haben eingestanden, daß Sie schuld sind an dem Selbstmord des ehrenwerten, allverehrten Geheimrats Milanius.

Sie haben mir eingestanden, daß Sie schuld sind an dem Tode des Ingenieurs Ulrich Gerlach, dessen Nerven Sie planmäßig zerrüttet und zugrunde gerichtet haben.

Sie haben mir eingestanden, daß Frau Elisabeth Gerlach um Ihretwillen an gebrochenem Herzen zugrunde gegangen ist.

Herr Doktor Severin Magnus, ich verhafte Sie wegen siebenfachen Mordes."

Severin Magnus starrt ihn an.

Er ist keines Wortes mächtig. Er weiß, jener dort hat seine Gedanken gelesen. Seine eigene Erfindung hat ihn zugrunde gerichtet.

Der Kriminalkommissar hebt seine Hand. Wie groß ist dieser Mann. Wie furchtbar, wie riesenhaft groß. Er scheint zu wachsen vor seinen Augen, scheint das ganze Zimmer zu füllen mit seiner gewaltigen Riesengestalt. Wie eine Zentnerlast drückt die Hand seine Schulter zu Boden. Ein Alp liegt auf seiner Brust. Gespenstig sieht das harte, steinerne Gesicht des Kriminalkommissars auf ihn herab. Wie gespenstige Augen funkeln, wie kleine blitzäugige Teufelchen die Lichter der Audions und der Kathodenröhren.

Nein, nicht Teufelchen. Sie wachsen, es sind Herzen, sieben große, blutrote, leuchtende, zuckende, entschleierte Herzen.

Er versucht aufzustehen — — seine Glieder versagen ihm den Dienst.

Er will schreien — — und bringt keinen Laut aus seiner zusammengepreßten Kehle.

Ein großer schwarzer Schleier senkt sich auf ihn hernieder.

Er taumelt schwankend empor. — —

Mit dumpfem Stöhnen bricht Doktor Severin Magnus zusammen.

(Fortsetzung folgt.)



Bunte Chronik



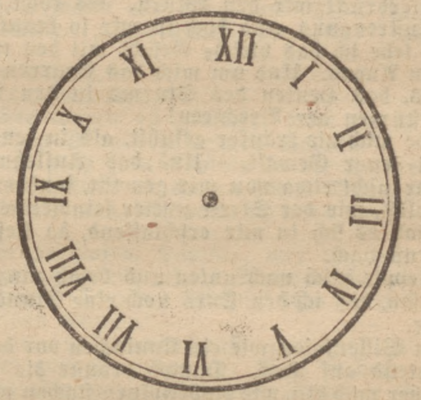
* **Deutsches Kirchenleben in Paris.** Allmählich scheint die durch den Weltkrieg geschaffene Atmosphäre des Hasses zwischen Deutschland und Frankreich zu weichen, und zwar zunächst, wie es natürlich ist, auf kirchlichem Gebiete. Wie aus Paris gemeldet wird, ist die deutsche Gruppe der Union Chretienne, wie sie vor dem Kriege bestanden hat und zu der Elsässer und Schweizer gehören, neu begründet worden. Auch finden in der lutherischen Kirche des Bilettes in Paris wieder Gottesdienste in deutscher Sprache statt.



Rätsel-Ecke



Uhren-Rätsel.



An Stelle der Ziffern sind Buchstaben zu setzen. Und zwar haben zu ergeben:

2—3 = Nahrungsmittel,
2—4 = Formel am Gericht,
1—5 = Gespinst,
7—10 = Körperteil,
11—2 = weiblicher Rufname,
1—12 = ?

M. P.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 80.

Kreuzwort-Rätsel.



e	l	t	e	r	n	t	a	g
i		e		e		a		o
s	e	e		n		l	i	d
e			l	o	t			e
n	a	s	e		a	n	i	s
b			a	b	t			b
a	b	o		e		a	v	e
h		d		i		d		r
n	u	e	r	n	b	e	r	g

*

Silben-Rätsel: Willi. Sau = Willisau.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.